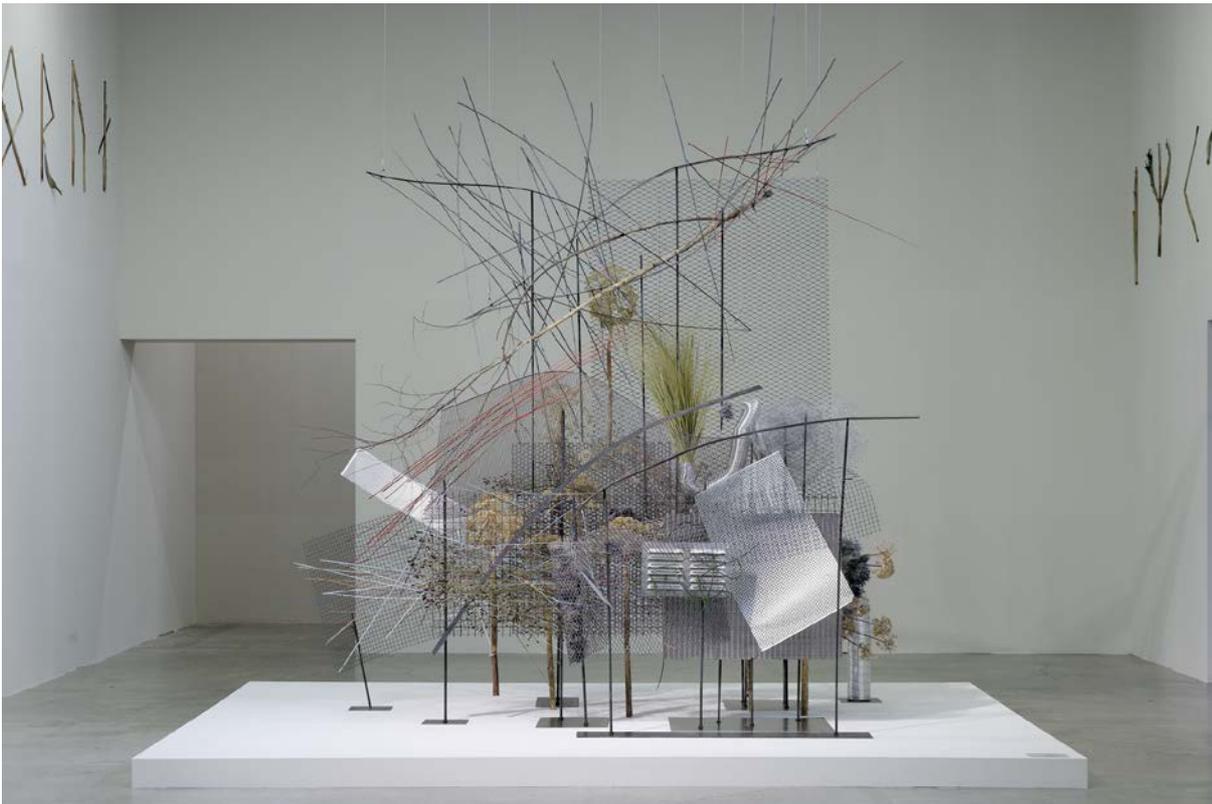


Camille Henrot



Porträt des Künstlers als junger Mann/James Joyce
Arbeit von Camille Henrot,
im Rahmen der Ausstellung „Days are Dogs“ Palais de Tokyo

Eine unverhoffte Parisreise, privater Anlass, das heißt mehrere kleine Anlässe, die Seine und der Eiffelturm im Blick, Schlaf im Auge: ich stehe vor dem Palais de Tokyo, knete an den Resten einer Metrokarte, gekauft am Gare du Nord, und stehe vor dem Eingang zur Ausstellung von Camille Henrot „Days are dogs“, trete ein in ein fremdes Universum, dass sich zu einer Woche hinaus dehnt, in sieben Säle, sieben Tage, sieben Gedichte – Glaube, Liebe, Hoffnung, Sex, Geld, Schmuck, Phantasie – ein Kosmos an Gedanken und Gefühlen – offenes Visier und mittendrin ein Jugendzimmer; ein, zwei Räume, davor das Drahtgeflecht: „Ein Porträt des Künstlers als junger Mann“:

„Der Sonntag gehörte dem Mysterium der Heiligen Dreifaltigkeit, der Montag dem heiligen Geist, der Dienstag den Schutzengeln, der Mittwoch dem heiligen Josef, der Donnerstag dem allerheiligsten Sakrament des Altars, der Freitag dem Leiden Christi, der Samstag der seligsten Jungfrau Maria.“ (James Joyce)

Mein Herz lag offen wie auf einem silbernen Tablett, mein Atem stockte, und die Tränen suchten ihren Weg über die Wangen. Mein Gesicht war noch feucht, als ich die Ausstellung verlassen hatte, um an dem Wochenmarkt gegenüber einen Butterkuchen zu kaufen, und als der Zauber verflog und auch der Butterkuchen gegessen war, ging mir alles Mögliche durch den Kopf. Wie auf einer Achterbahn jagten die fremden Wesen, die ich irgendwann einmal war, und die, die ich vielleicht geworden bin, oder geworden wäre, einander hinterher. Der ganze Zauber ließ mich mit einem Pappkarton in der Hand, in dem der Butterkuchen gewesen war, zurück. Was soll das alles gewesen sein, welche Bedeutung soll das haben, dass man in eine Richtung geht und nicht in eine andere, dass man von irgendwoher kommt, da oder dort geboren wurde, dieser oder jener Religion angehörte.

Eine große Lust auf die Stadt befiel mich, diese Stadt, in der mein Großvater als armer Student der Medizin in den Docks seine Miete verdienen musste.

Ruth Schweikert

Ein beschissenes, fürchterliches Praxisquartal ist vor ein paar Tagen zu Ende; nichts als Arbeit und dann Ärger mit allem, mit Kollegen, Angestellten, Bank; kassenärztlicher Vereinigung, ein Müllsack von Debrit, was einem den Tag und die Nacht vergällt. Dann ein Artikel über ein Buch von Ruth Schweikert: „Tage wie Hunde“ in der NZZ.

Und schon holt mich die Medizin über die Hintertür wieder ein: Ruth Schweikert, die ich in Zürich vor so vielen Jahren als Lebensfrohe, ja von Leben überbordende junge Frau bei einem Abendessen kennenlernte, hat Krebs.

Ich zögerte kurz, ob ich das Buch lesen will, aber der Titel, ließ mich aufhorchen. Ob sie vielleicht ...? Ich mache das Buch auf und lese gleich in der Ansprache: „... den Titel „Tage wie Hunde“, sowie die Grundstruktur des Textes, verdanke ich der zufälligen, nachhaltigen Begegnung mit der Ausstellung „Days are Dogs“ von Camille Henrot im Palais de Tokyo im Juli 2017...“

Ja, Scheißmedizin, Scheißkrebs, aber ganz so ist es nicht, es gibt Heilung, und es gibt Leben, ein anderes zwar, aber es gibt Hoffnung, das soll man nie vergessen. Ruth Schweikert wird sich kaum an mich erinnern, aber diese Sache, dieses Buch, und das alles mit ihrer Krankheit, zeitigte in mir ein merkwürdiges Gefühl von Nähe und Ferne; vielleicht ist das was Literarisches, und vielleicht ist auch ein guter Teil der Qualität von Kunst das, was man im Feuilleton als Dringlichkeit bezeichnet, so wie, wenn man nach dem Samstagseinkauf schnell Pinkeln muss und zur Toilette rennt. Aber nein, da ist noch etwas anderes, was Ruth Schweikert in der gleichen Ansprache ein paar Zeilen tiefer andeutet: „... und der Stoff auf seine eigene Weise begann Gestalt anzunehmen.“ Und der Stoff ist, das sollte man ruhig sagen, nicht der Krebs.